

Exkursion zum Campus der Wirtschaftsuniversität Wien: Pädagogische Dimensionen

Tim Brunöhler

Exkursionsablauf und Kontext

Die Exkursion zum Campus der Wirtschaftsuniversität (WU) im zweiten Wiener Gemeindebezirk bestand aus einem Spaziergang entlang der Zentralachse des langgestreckten Campus. Wir bewegten uns vom Eingang Trabrennstraße zum Eingang Messeplatz. Dabei wurde bewusst nur der offene Raum begangen und thematisiert, nicht aber Details im Inneren der jeweils gestreiften Gebäude. Wir erläuterten nur ihre allgemeine Funktion. Ursprünglich war eine kontrastierende Begehung sowohl des WU-Campus als auch des Hauptgebäudes der Universität Wien an der Ringstraße angedacht. Dies war allerdings aus Zeitgründen nicht möglich. Daher wurden des Öfteren Fotos von entsprechenden Features des alten UW-Gebäudes verwendet. Somit konnten zumindest fotografisch Kontraste vergegenwärtigt werden, die zwischen den im Abstand von ca. 140 Jahren gebauten Einrichtungen bestehen. Während wir den Spaziergang im Trockenen begannen, fing es ungefähr in seiner Mitte leicht an zu regnen und wurde gegen Ende so unangenehm, dass der Spaziergang hätte abgebrochen werden müssen – wäre er nicht ohnehin zu Ende gewesen.

In den vorangegangenen Einheiten des Seminars zu Raum als pädagogischer Dimension hatten wir uns zuvor mit einer Reihe von Lesetexten beschäftigt. Der Exkursionsspaziergang zum WU-Campus wird im Folgenden reflektiert, indem auf einige dieser Seminar-Lesetexte und ihre Inhalte Bezug genommen wird. Hierbei wird versucht, auf die Fragestellungen aus dem Vorwort zu dieser Publikation (Vicentini-Lerch/Schluß 2024) einzugehen.

Empfohlene Zitierweise: Brunöhler, Tim (2024). Exkursion zum Campus der Wirtschaftsuniversität Wien: Pädagogische Dimensionen. UR: Das Journal, 2(1), S. 11-19. DOI: <https://doi.org/10.48646/ur.20240102>

Lizenziert unter der CC-BY-ND 4.0 International Lizenz.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/> oder wenden Sie sich brieflich an Creative Commons, Postfach 1866, Mountain View, California, 94042, USA.

Reflexion anhand ausgewählter Seminartexte

Im Text von Bilstein (2003) wird auf Aufzeichnungen des als Lehrer tätigen Reformpädagogen Willy Steiger zurückgegriffen. Jener thematisiert darin **Gemütlichkeit** bzw. **den Stellenwert sozial-kommunikativer Interaktion** im Klassenzimmer einer Volksschule (ebd. 35ff). Dass bei der Gestaltung des WU-Campus auf diese Aspekte Rücksicht genommen wurde, zeigt sich im Vorhandensein unterschiedlicher Sitzgelegenheiten. Diese sind – anders als z.B. in den meisten Wiener Parks – so angeordnet, dass sie Gespräche oder gemeinsame Aktivitäten ermöglichen. Durch Elemente der Gestaltung wie Materialwahl (z.B. Holz) oder die Platzierung unter (zukünftig noch größer werdenden) Bäumen kann geschlossen werden, dass hier nicht nur soziale Interaktion per se intendiert ist. Anscheinend soll sie auch in ein sinnlich angenehmes Ambiente eingebettet sein, das man u.a. mit Gemütlichkeit benennen kann. Die Gastronomiebetriebe mit ihren jeweils eigenen Arrangements von Tischen und Sitzgelegenheiten passen sich in dieses Schema ein.

Allerdings ist auch zu bemerken, dass stark ungemütlich bzw. der sozialen Kommunikation nicht förderlich wirkende Sitz- (oder sogar nur: Hock-?)Gelegenheiten ebenfalls auf dem Campus verstreut realisiert wurden. Man kann einerseits argumentieren, dass die einer bewussten Gestaltung unterzogenen Sitz- und Verweilgelegenheiten „Nester“ im Sinne Bilsteins sind. Dieser hatte damals dem mit seinen Schüler:innen gemeinsam gemütlich gestalteten – und vom konventionellen Schulhaus abgegrenzten – Klassenraum ebendiesen Namen gegeben: „s’blaue Nest“ (ebd. 31). Andererseits ist argumentierbar, dass es sich wegen der streng vorgegebenen und unverrückbaren Gestaltung durch die Architekt:innen – und nicht etwa durch die Nutzenden selbst – um kein „Nest“ im Sinne Bilsteins handelt. In jedem Fall aber ist hier „für alle etwas dabei“. Der Raum lässt einzelnen die Freiheit, sich durch die Auswahl der jeweiligen Sitzgelegenheit kommunikativ-sozial zu verhalten oder nicht. Eine erzieherische Wirkung, die beiden Sitzgelegenheitstypen eingeschrieben ist, ist jene der präzisen Ver-Ortung. Denn die am Boden fixierten Stühle, Bänke, Tische und Zwischenformen lassen kein Wegnehmen oder Umstellen zu.

In Häußermann und Siebel (2004) ging es um analytische Zugänge zum Phänomen der Großstadt. Hierbei wurde einerseits stark auf **Georg Simmel** für historische Beispiele aus Europa (Berlin, Paris) und auf **Robert Park** bzw. die **Chicago School of Sociology** für eine Perspektive aus den USA an der Wende vom 19. aufs 20. Jahrhundert zurückgegriffen. In den Beobachtungen von damals (bzw. Häußermanns/Siebels Aufnahme dieser in den frühen 2000er Jahren) lassen sich Denkanstöße finden, wie der **WU-Campus in seinem Verhältnis zur Großstadt** oder zum Land(leben) gesehen werden kann. So steht der **Campus** einerseits auf mehreren Ebenen in **wechselseitiger Beziehung mit der Großstadt (Wien)**, in der er sich befindet.

Ein weiterer Interpretationsansatz ist, den **WU-Campus als Miniaturabbild einer Großstadt** zu betrachten bzw. die großstadtspezifischen Merkmale der gelesenen Autoren in ihm aufzuspüren. Dem Beispiel von Chicago entnommen sind hier beispielsweise die unterschiedlichen **Zonen** zu nennen, die Park in seiner Analyse als eines der Grundmuster von Chicago ausmachte (ebd. 50). So ist der Raum, der für das Studium des größten Anteils der Studierenden, nämlich jenen in Bachelor-Studienrichtungen, vorgesehen ist, funktional aufgeteilt. Diese Aufteilung erfolgt in „Centers“ nach Schritten des universitären Lern- und Prüfungsprozesses an der WU – oder nach Nebenaktivitäten (Teaching-, Learning-, Library- oder Sports-Center). Die räumliche Organisation ist also anders als etwa im Fall der ursprünglichen vier Fakultäten der Universität Wien. Sie strukturierten maßgeblich vier Bereiche des viereckigen Hauptgebäudes. Auch waren sie namensgebend (zumindest im Volksmund) für bestimmte Stiegenhäuser, die sich neben diesen Fakultäten befanden – wie die „Philosophenstiege“. Die Zuteilung zu einem bestimmten „Center“ je nach Teilschritt des Lern- und Prüfungsprozesses an der WU steht im Gegensatz zu den dennoch existierenden, jedoch hauptsächlich Master-/Doktoratsstudierenden sowie Mitarbeiter:innen offenstehenden Departments, in denen man sich eher nach fachlicher Zugehörigkeit- denn nach Lernschrittlogik aufhält. An dieser Stelle wird deutlich, wie stark der Raum des WU-Campus pädagogisch wirkt, um – wie es im Zitat im Vorwort heißt – „als jemand Bestimmtes hervorgebracht“ zu werden; in diesem Fall Bachelorstudierende vs. Andere. Aber auch Bachelorstudierende durchbrechen zeitweise die Zuweisungslogik. So können sie sich beispielsweise für die Mahlzeiten oder Pausenzeiten eigene Orte suchen, die nicht immer den für sie und ihr anstehendes Studien-Tagesprogramm vorgesehenen Zonen entsprechen müssen (insbesondere bei gutem Wetter, wenn auch der Außenraum oder die grüne Umgebung des angrenzenden Praters hierfür zur Verfügung steht). Es zeigt sich somit eine Gleichzeitigkeit bzw. Mehr-Ebenen-Struktur von Aufenthaltszonen. Manche von ihnen werden nach harten Kriterien wie (disziplinärer) Zugehörigkeit oder Status aufgesucht, andere wiederum frei gewählt nach Interessen. Genau dies beobachtete Park seinerzeit in Chicago, als er beschrieb, wie Menschen durch die Gemeinsamkeit von Herkunft/Sprache begründet abgegrenzte Wohnzonen pro Community erzeugten, sich aber andererseits dieselben Menschen einzeln und unabhängig von ihrer Herkunft/Sprache/Wohnzone z.B. für individuell gewünschte Freizeitaktivitäten an bestimmte Orte begaben. Dort erzeugten sie mit Gleichgesinnten (bzw. durch das sich Verdichten ähnlicher Angebote) ebenfalls temporäre Zonen wie Vergnügungsviertel („natural areas“ und „moral regions“ genannt (ebd. 53)).

Passend zu dieser Analyse der funktionalen Ausdifferenzierung räumlicher Zonen scheint die Beschreibung Simmels der ständig fortschreitenden **Funktionalisierung des Soziallebens** in der Großstadt. So benennt und beschreibt er drei **Hauptmerkmale** der Großstadtmenschen: **Reserviertheit, Blasiertheit, Intellektualismus** (ebd. 36ff). Mit vielleicht nicht allzu strenger Wissenschaftlichkeit und einem humorvollen Unterton lassen sich diese Merkmale in gewisser Weise recht passend auf das Stereotyp von WU-Angehörigen bzw. BWL-Studierenden übertragen. (Insbesondere in Abgrenzung zu Studierenden oder Mitarbeitenden anderer Wissenschaftsdisziplinen, denen andere – tlw. auch extrem überzeichnete und ebenfalls humorvoll gemeinte – Stereotype zugeschrieben werden: bspw. Musikpädagog:innen, Kunststudierende, Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie, Biolandbau oder Informatik. Wobei „Intellektualismus“ auf Grund der akademischen Ausrichtung von Universitätsbetrieb im Allgemeinen oder Studieren im Speziellen hier kein Alleinstellungsmerkmal für WU- oder BWL-Assoziierte darstellt.)

Simmel – immer in Abgrenzung zum seinerzeit glorifizierten und quasi als natürlichen Grundzustand dargestellten Landleben, aber auch konkret in Abgrenzung von z.B. einer Liebesbeziehung – beschrieb das Leben der Großstadt außerdem als „**Beziehungssystem der Geldwirtschaft**“ (ebd. 36f). Dass diese auf einem der (derzeit unter größtenteils kapitalistischen Vorzeichen operierenden und gelehrten) Wirtschaft/Wirtschaftswissenschaft gewidmetem Campus eine zentrale Rolle spielt, bedarf grundsätzlich keiner näheren Erklärung. Schaut man jedoch auf Details, so werden ganz spezielle „Geldbeziehungen“ sichtbar, die in dieser Form nicht unbedingt charakteristisch für andere Universitätsbauten (in Wien/Österreich) sind. So hat die WU ein Sponsoringsystem etabliert, das großen Firmen gegen Geldzahlung ermöglicht, einen Hörsaal nach ihrer Firma zu benennen. Dies schlägt sich schlussendlich räumlich konkret darin nieder, dass entsprechende Schilder angebracht und Raumpläne entsprechend beschriftet sind. An dieser Stelle sei auf die im Vorwort erwähnte „gesellschaftspolitische[], [...] kulturpolitische[] Auseinandersetzung“ um Raum hingewiesen, die zumindest durch (mediale) Kommentare von Studierendenschaften anderer Universitäten stimuliert wurde, als das Sponsoringsystem an der WU etabliert wurde.

Ein weiteres Merkmal der von Simmel benannten Funktionalisierung des Soziallebens in der Großstadt ist die Bedeutung von **Rollen**. Menschen befänden und lernten sich in gewissen Rollen kennen, während sie dies in anderen Rollen, die sie ebenfalls einnehmen, nicht tun. Dies identifiziert Simmel wiederum als den zentralen Unterschied zum Landleben. Dort kennten sich auf Grund der Kleinräumigkeit, der begrenzten Anzahl an Menschen und anderer Kommunikationsstrukturen und Verhaltensregeln Menschen in der Regel in vielen oder sogar all ihren Rollen: z.B. als Nachbar:in, Mitglied in Feuerwehr und Kirchengemeinde, Arbeitskolleg:in, Familienmitglied usw. In der Großstadt jedoch ist die Nachbarin einfach nur die Nachbarin, während der Arbeitskollege Arbeitskollege ist, jedoch nicht Nachbar (ebd. 35f).

An der WU treffen im Teaching Center Menschen in ihren komplementären Rollen als (Bachelor-)Studierende und Lehrende aufeinander. Als „Departmentangehörige“ oder „Vertreter:innen der gleichen Disziplin“ durch einen räumlich geteilten Alltag am Department aber erleben sie sich nicht. Studierende untereinander treffen aufeinander in der Rolle als Mitstudierende im Student Center, Learning Center oder den Gastronomieangeboten. Angestellte wiederum bleiben beim gemeinsamen Leben und Teilen ihrer Rolle unter sich: in den Departments; eventuell mischt man sich in den Gastronomieangeboten, woraus sich aber schon wieder die neue temporäre Rolle „Essensbekanntschaft“ ergibt. In der Campusgastronomie kann wiederum die Preisspanne der Angebote (z.B. Supermarkt vs. à-la-carte-Restaurant) eine Segregation hervorrufen, sodass Menschen in ihren auch ökonomisch mitdefinierten Rollen jeweils unter sich bleiben: „arme Studierende“ und weniger gut bezahlte Administrativkräfte vs. besser bezahltes wissenschaftliches Personal. Auch verkehrstechnisch lässt sich diese Rollensegregation beobachten: Autofahrende bleiben unter sich und verschwinden gemeinsam in den Tiefgaragen und ihren einzelnen Autos, während die Nutzer:innen öffentlicher Verkehrsmittel gegebenenfalls gemeinsam zur nächsten U-Bahn-Station gehen und sich auch im Verkehrsmittel noch begegnen können. Autos und U-Bahn jedoch gehen bzw. fahren komplett getrennte Wege ohne Begegnungspotential der Menschen in den Rollen der jeweiligen Nutzung dieser Verkehrsmitteltypen. Das hier skizzierte Rollenkonzept zeigt eindrücklich, wie – um auf Vicentini-Lerch/Schluß zurückzugreifen – Menschen „sich in bestimmter Weise zu anderen und zur Welt zu verhalten <aufgefordert> - und auf diese Weise schließlich als jemand Bestimmtes hervorgebracht“ (2024:9) werden.

Simmel schrieb der Großstadt zu, **Integration / Zusammenleben** (von neu hinzukommenden Menschen) zu **erleichtern** (ebd. 35f). In gewisser Weise kann dies auch für eine orthodoxe Wirtschaftswissenschaft behauptet werden. Um abermals Vicentini-Lerch/Schluß aufzugreifen: Sie (bzw. der Raum, den sie als WU mit ihren Ideen prägt) erzieht Menschen dazu, „sich in bestimmter Weise zu anderen und zur Welt zu verhalten“ (2024:9) und bringt eine bestimmte Art von Subjekten hervor. Dabei erhebt sie in ihren zentralen Thesen einen zeit- und raumunabhängigen Gültigkeitsanspruch. Auch der frühere Name der WU deutet dies an; hieß sie doch „Hochschule für Welthandel“. Der auf Grund der orthodoxen Grundannahmen recht eng gefasste und damit für alle gleiche Studieninhalt – insbesondere zu Studienbeginn – bildet gemeinsam mit den oben genannten räumlichen Zonen- und individuellen Rolleneinteilungen eine fördernde Ausgangssituation für ([immer wieder] neu ankommende) Studierende mit unterschiedlichsten Hintergründen. Ähnlich einer modernen Großstadt Ende des 19. Jahrhunderts, die aus einem zentralen Grund (damals: Arbeit; WU heute: WiWi-Studium bzw. -forschung) Menschen anzog, integriert das Miniatur-Großstadtabbild der WU entsprechende Individuen.

Es bietet ihnen mit dem Angebot von wechselnden Zonen und Rollen ein erprobtes Modell des Zusammenlebens/-wirkens. Im Übrigen funktioniert dieses Modell in ähnlicher Weise auch hinter (bzw. vor) den Campusmauern weiter, wenn entsprechende WU-Angehörige gleichfalls Bewohner:innen und Nutzer:innen der Stadt Wien sind. In diesem Fall verschiebt sich das Zonen- und Rollen-Modell um eine Ebene: der WU-Campus wird zu einer Zone der Großstadt unter vielen; die Studierenden- oder Mitarbeitenden-Rolle wird zu einer Rolle unter vielen des eigenen Lebens in Wien.

Häußermann/Siebel erwähnen bei der Beschreibung von „**Entzentralisierung**“ moderner Städte im späten 20. Jahrhundert das Aufkommen von Shopping-Malls in Randzonen als neues Strukturmerkmal der Stadt. Sie erkennen darin einen Kontrast zur bürgerlichen Stadt, deren Strukturen für lange Zeit anders ausgerichtet und gestaltet waren. (ebd. 65) Eine ähnliche Entwicklung lässt sich am WU-Campus beobachten: der Grundriss der nach Funktionen (Konsumation) nebeneinander rund um eine zentrale „Mall“ angeordneten Gebäude könnte auch einzelne Geschäfte eines Einkaufszentrums zeigen. Beziehungsweise könnten die Gebäude und Zonen wie einzelne Großsupermärkte, Baumärkte und Fastfood-Restaurants interpretiert werden, die rund um einen großen Parkplatz angeordnet sind. Letzterer ist zwar am WU-Campus auf Erdgeschossniveau unsichtbar, liegt aber als langgestreckte Tiefgarage direkt unter der autofreien Zentralachse.

Bollnow (1960) charakterisiert den vom Menschen erlebten und genutzten Raum eher auf emotionaler Ebene: über ein **Gefühl des Hin-/Zugehörens oder Geborgenseins**. Sein (hinsichtlich der Verflechtungen mit nationalsozialistischer Ideologie problematisches bzw. grundsätzlich sehr eng gefasstes und eurozentrisch-bürgerliches) Menschenbild sieht jeden Menschen in einem „Haus“, das seinen „Nullpunkt“ darstelle (ebd. 399ff). Sobald sich der Mensch aus seinem „natürlichen“ Zuhause entfernt, ändert sich der emotionale Zustand: statt dem (wünschenswerten?) „Grundzustand“ häuslicher Geborgenheit erlebt der Mensch dann Angst vor Gefährdung (ebd. 404) oder auch eine Art starken Reisewahns (ebd. 404f). Bollnow beschreibt daher detailliert (ebd. 401ff) die Funktionen des eigenen Hauses von Menschen, um Nullpunkts bzw. Lebenszentrums für sie darstellen zu können. Der WU-Campus enthält Elemente, die Bollnows Kriterien für „gute“ eigene Häuser entsprechen. So ist der architektonisch-raumgestalterische Fokus auf ein sich-Wohlfühlen bemerkbar: z.B. durch die erwähnten gruppenbetonten und einzelnen Sitzgelegenheiten, ihre Materialien und ihre Gestaltung, die visuell-taktile positive Ästhetikerfahrungen erzeugt. Dies würde einerseits Bollnows grundsätzliche Annahmen zum Zusammenhang von Gestaltung, Wohlfühlen und menschlichem Tätigsein / Funktionieren in der Gesellschaft stützen. Andererseits aber widerspricht es ihm in der Hinsicht, dass hier nicht (ausschließlich) das eigene Zuhause als Wohlfühlort gestaltet wird, sondern ein dritter Ort. Dies suggeriert, dass die bzw. eine Universität im Leben von beispielsweise Studierenden eher der zentrale Ort (oder Nullpunkt) ihres Lebens ist, als das eigene Haus, das Bollnow allen Menschen dafür zuschreibt.

Im seinem Text über die Geschichte der Zeit skizziert Hawking (2001) **Relativität**, wie sie unter anderem durch Einstein beschrieben wurde. Plötzlich relativ geworden, verlieren Raum und Zeit ihre bisherige Funktion als Konstanten in der westlichen Denk- und Wissenschaftstradition. Lichtgeschwindigkeit wurde als neue Konstante im Universum etabliert. Insbesondere der Vergleich zwischen dem recht neuen WU-Campus und dem historischen UW-Hauptgebäude suggeriert etwas ähnliches: manches bleibt gleich, manches nicht. Manches scheint nur dann gleich, wenn die zeitliche Komponente mit im Spiel ist. Z.B. wenn man die „Lebenszyklen“ von Studierenden betrachtet. So finden sich an der WU Dinge nur dann ähnlich räumlich organisiert wie im historischen Hauptgebäude der UW, wenn Studierende schon länger studiert haben, nämlich im Master oder Doktorat angekommen. Dann dürfen sie – wie einst an den Fakultäten der UW im Hauptgebäude – an den „Departments“ ihre Kurse belegen und sich vermehrt dort aufhalten. Studierende in einer zeitlich gesehen „jüngeren“ Phase des Studienlebenszyklus hingegen werden räumlich ganz anders aufgeteilt: funktional statt disziplinar. Sie verbringen ihre Präsenzzeit im Teaching- oder Learning-Center, usw..

Im Text von Westphal (2016), der explizit auf den Zusammenhang zwischen Raum und Pädagogik eingeht, wird **Raum** u.a. als **durch Erfahrungen bestimmt** beschrieben, die Menschen in bestimmten räumlichen Settings machen, welche wiederum für genau diese Erfahrungen „organisiert und strukturiert sind“ (ebd. 11). In diesem Sinne ist auch Studieren oder jede Teilaktivität dessen eine Erfahrung, für die am WU-Campus entsprechende Strukturen geschaffen wurden.

Westphal erwähnt in ihrem Kurzüberblick ebenfalls relationale Zugänge zu Raum (z.B. nach Löw), bei denen „sich Raum und Gesellschaft gegenseitig konstituieren, indem das soziale Zusammenleben einerseits Räume hervorbringt und andererseits umgekehrt Räume das Verhalten der Menschen beeinflussen.“ (2016:10). Am WU-Campus zeigt sich der Einfluss von gesellschaftlich konstruierten Kategorien auf Raum beispielsweise durch „Alter“ bzw. Kindheit. Denn bei der Raumgestaltung wurde auch an einen Kinderspielplatz gedacht. Wiewohl ein schneller Blick darauf schließen lässt, dass bei dessen Gestaltung die Ideen eher nicht in den Köpfen von Kindern entstanden sind, sondern in jenen von Erwachsenen. (Dies stellt einmal mehr die Wirkmächtigkeit einer sozialen Konstruktion wie Lebensalter dar!) Im Gegenzug wirkt diese Ausgestaltung des Raumes dann auf das dort ausgeübte Verhalten: eine bestimmte Art von Spielen oder Nichtspielen bzw. Grad der Befriedigung dabei. Auch ein gesellschaftliches Konstrukt bzw. Konzept wie Nachhaltigkeit oder (Auto-)mobilität zeigt sich in seinem Wechselspiel mit Raum als verbaulichte Strukturen am WU-Campus: die Einteilung in Auto-, Rad- und fußläufige Zonen, bewusste (tlw. nachträglich organisierte) und als solche durch Infotafeln markierte Begrünungsprojekte, Mülltrennstationen, die Wahl des Materials Holz für Konstruktionen oder Dekoration, Schlauch-Tröpfchen-Bewässerung in den Beeten, die Wahl der Farbe Grün für die Gummibodenoberfläche des Spielplatzes, usw.. Aus all diesen räumlichen Strukturen folgen wiederum alltägliche Handlungen wie (Nicht-)Wahl und (Nicht-)Anfahrt mit entsprechenden Verkehrsmitteln, Mülltrennung, usw..

Wenn Westphal zur **Befragung bestehender Raumdiskurse** und zum „**Denken anderer Räume**“ (ebd. 12; Kursiv i.O.) aufruft, kann man diese Einladung in Bezug auf den WU-Campus in zweierlei Hinsicht aufnehmen: einerseits scheint der „mal-etwas-Anderes!“-Campus (bzw. überhaupt ein als solcher geplanter „Campus“ in Wien!) mit seiner funktionalen Einteilung oder der extravaganten Zaha-Hadid-Architektur für seine Gestaltenden eine Hinterfragung traditioneller universitärer Raumgestaltung gewesen zu sein. Damit aber sollte – auch im Sinne Westphals – nicht Schluss sein: der in seiner Planungszeit in einigen Punkten sicher als „anders gedacht“ bezeichnbarer Campus sollte auch weiterhin einem kritischen Blick unterzogen werden. Auch die *Erfahrung*, die in einem Raum gemacht wird, sollte immer wieder hinterfragt werden. An der WU könnte das bedeuten: ist Studieren so, wie es dort gedacht, verräumlicht und erlebt wird, tatsächlich ein schönes bzw. zielführendes (Raum-)Erlebnis?

Zuletzt soll auf Löw (2007) eingegangen werden, die u.a. auf Raumtheorien marxistischer Färbung von Lefebvre, Harvey u.a. zurückgreift. Zentrale Punkte einer solchen Betrachtungsweise sind **Raum als Ware, Tauschmittel** (ebd. 87) bzw. Objekt oder Austragungsort sozio-ökonomisch basierter **Konflikte**. In der Planungs- und Entstehungszeit der WU wurde durchaus (medial) darum gekämpft, das „Sahnestück im Prater“ zu bekommen bzw. es der WU wieder abzusprechen. Gegenstimmen kamen insbesondere aus der Sicht anderer Universitäten bzw. Studierendenschaften, die jahrelang um Möglichkeiten zur Aufhebung raumprekärer Situationen kämpften (zumal mit dem gleichen zuständigen Ministerium). Kann also salopp gefragt werden: Wer das Geld hat, hat/bekommt (den) Raum? Oder noch etwas anders: Gibt es nur dann, wenn es ums Geld (das Thema „Wirtschaft“) geht, die Möglichkeit für einen prestigeträchtigen und innovativen Campus an einem exklusiven (neuen!) Ort?

Sowohl auf unserem Spaziergang über den Campus als auch in Bezugnahme auf die Seminarlesetexte wurde deutlich, dass der WU-Campus in mehrfacher Hinsicht „bewusst erzieherisch in das Leben von [...] Nutzer*innen [...] ein[...]greif[t]“ (Vicentini-Lerch, Caroline & Schluß, Henning 2024:9). Auch seine Bedeutung als „Teil der ‚Ordnung der Bildung‘“ (ebd.) wurde dabei offensichtlich.

Quellen

- Bilstein, Johannes (2003): Ästhetische und bildungsgeschichtliche Dimensionen des Raumbegriffes. In: Jelich, Franz-Josef; Kemnitz, Heidemarie (2003): Die pädagogische Gestaltung des Raumes. Geschichte und Modernität. Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- Bollnow, Otto Friedrich (1960): Der erlebte Raum. In: Universitas, 15. Jg. 1960, Heft 8, S. 397-412
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt/New York: Campus
- Hawking, Stephen (2001): Eine kurze Geschichte der Zeit. Reinbek: Rowohlt
- Löw, Martina (2007): Zwischen Handeln und Struktur. Grundlagen einer Soziologie des Raumes. In: Kessler, Fabian; Otto, Hans-Uwe (Hrsg.) (2007): Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume. Opladen [u.a.]: Budrich. S. 81-100
- Vicentini-Lerch, Caroline / Schluß, Henning (2024): Raum als pädagogische Dimension. Erkundung zu Aspekten von Bildung und Erziehung im öffentlichen Raum am Beispiel Wiens. UR: Das Journal, 2(1), S. 8-10.
- Westphal, Kristin (2016): Raum: eine zentrale Bildungskategorie. Vorwort. In: Berndt, Constanze et al. (2016): Räume bilden – pädagogische Perspektiven auf den Raum. Klinkhardt